

Das neue Jahr.

Das neue Jahr bringt keine Wende, — Wenn Ihr nicht selbst die Helfer seid: In Euren Fäusten schläft das Ende, In Euren Hirn die neue Zeit!

Das neue Jahr bringt keine Wende, Kein Ruf erreicht ein gnädig Ohr: Auf Bruderrecht und Segenspende Vertraut der hoffnungsfrohe Tor.

Alara Müller-Sahnte.

Die letzte Stunde.

Er lag in seinem Bombensicherer, zusammengekauert, in Mantel und Zeltbahn gehüllt, froh trotzdem und träumte. Vor einem Jahr ... wie anders war es da noch gewesen! Daheim.

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, noch nach Geschäftsschluss Loszufahren — und dann anderthalb Stunden durch Schnee und Schneewasser zu tippeln, um das neue Jahr im Kreise derer begrüßen zu können, an denen sein Herz hing.

Kun lauteten sie alle. Da — vom Kirchsturm herüber klang die Uhr. „Profit Neujahr!“ Die Gläser klangen und klirrten. Der Lehrer setzte an und wollte so etwas wie eine kleine Rede halten.

„Was haben Sie?“ drängte es ringsherum. Da sagte sie leise: „Wir sind unserer Dreizehn ... Robert ... wir hatten ja gar nicht damit gerechnet ...“

„Aber es wollte an jenem Abend nicht mehr so recht lustig werden ...“ Nun das war schon alles wieder lange her; ein Jahr gerade; oder doch beinahe eins.

Sie hatte ihm noch nicht geschadet; er war noch immer gesund und lebendig. Aber freilich — der Krieg war gekommen und hatte auch ihn aus der Geborgenheit seiner Heimat herausgerissen in die Gefahren des Feldes ...

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen.

43) Von Harald Tandrup. Dort bat Christensen den Wagenführer zu warten, bis sie wieder herauskämen, und Lars Larsen mußte im voraus bezahlen, denn der Führer machte kein Hehl daraus, daß er den beiden merkwürdigen Gestalten nicht traue.

Der Schnee hatte einen versöhnenden Schimmer über Christensens merkwürdigen Rod mit den Windsadenschlingen gelegt. Er sah an diesem Abend menschlicher aus als sonst.

Christensen verlangte kurz und bündig Andersens Freilassung. Es seien hinreichende Beweise vorhanden — sagte er — daß ein anderer das Geld gestohlen habe. Er könne ein schriftliches Geständnis vorlegen, das Geld werde zurückbezahlt und Lars Larsen lasse die Sache damit beruhen.

„Wo ist der Affessor?“ fiel ihm Christensen ins Wort. „Den können Sie jetzt unmöglich sprechen.“ „Wo wohnt er?“ „In der Rosenstraße.“

Rur hin und wieder ein „Bong“ ... ein Posten drüben, der Angst hatte; oder gedämpft ein Schären hochziehender Granaten, ein fernes Dröhnen ... Und er sah hier ruhig und geschäftig ...

„Vergamm!“ „Jawohl.“ „Nachen Sie sich fertig. Sie müssen gleich auf Hochposten, von elf bis zwölf.“

„Ich —? Ich war doch erst gestern —“ „Gaal! Steinbauer fällt aus, er muß zum Patalion ...“ Ein eigenes Gefühl bewegte ihm die Brust. Es war nicht Angst — verdammt nicht! — aber so etwas wie eine Ahnung ...

„Alles dunkel. Kein Laut. Nur ab und zu irgendwo eine Leuchtrate — ferner Geschützdonner — ein paar Postenschiffe — Mit einemmal aber erschäm ihm diese Ruhe unnatürlich, unheimlich, gefahrenschwanger.“

„Seine Finger umkrampften das Gewehr. Er hatte ein Rascheln gehört. Jetzt sah er drüben Gestalten, die sich auf ihn zu bewegten ... Er rief eine Handgranate heraus ...“

„Aber das Gefühl des Grauens blieb. Und immer wieder kehrten seine Gedanken zurück zu seinem Abend vor einem Jahr; und es war ihm, als flatterte das Wort „dreizehn“, das damals von den Lippen der erleichterten Frau geklungen, wie ein schwarzer Vogel unerbäglich zu seinen Häupten.“

„Da — jetzt kam wohl die Erfüllung. Geschrei, Gewehrknattern, rechts, links, überall; pfeifende Kugeln über seinem Kopf ... Er wollte aufspringen. Aber da klappte etwas auf seine Schenkel. Er brach wieder nieder. „Annette“ murmelten seine Lippen. Er wußte, jetzt war es aus. Seine Sinne verlagten den Dienst.“

„Doch was war das? Die erwartete Explosion erfolgte nicht. Er lächelte auf seinem Schenkel immer noch die Last. Die Handgranate — um was anderes konnte es sich handeln? — mußte da liegen, untreuer. Aber was bedeutete das. Die geringste Bewegung — und er konnte immer noch von ihr in Stücke gerissen sein.“

„Eine große Ergebenheit kam über ihn, eine merkwürdige Ruhe. Halt —! Täuschte er sich? Das Geschrei, das zu seinen Ohren klang, wurde schwächer. Die Schiere ließ nach. Minuten vergingen. Der Feind kam nicht. Die Stille der Nacht lagerte sich wieder über Feld und Gräben.“

„Christensen schrieb sich die Nummer auf, obgleich es der Polizeiwachtmeister für töricht, ja für gänzlich hoffnungslos erklärte, sich an ihn zu wenden und dem Philosophen entschließen davon abriet.“

„Aber Christensen hatte Larsen schon am Kockärmel gepackt und zog ihn die Treppe hinab. Und während der Beamte seinen Untergebenen die Unmöglichkeit der Sache noch weiter auseinandersetzte, hörte man das Auto durch den Schnee davontuten.“

„Die Frau des Assessors stand am Fenster und lugte hinter dem Vorhang hervor. Sie erwartete Gäste, die höchstwahrscheinlich im Automobil kamen. Als sie die beiden Herren in dem Schneegestöber aussteigen sah, meinte sie, es müßten die Erwarteten sein.“

„Die Dienerschaft wurde verständigt, man ging zur Vorkaaitür, um einen recht herzlichen Empfang vorzubereiten, — der Affessor wollte selbst aufmachen.“

„Nur ruhig nahm dieser merkwürdige Mensch seinen viel zu großen Hut ab und begann zu sprechen, kurz, klar, eindringlich — unberührt von der eigentümlichen Situation, daß er an einem Weihnachtsabend vor einer fremden Vorkaaitür stand, er in Lumpen gegenüber festlich gekleideten Menschen.“

„Benige Worte erklärten, was sie herführte. Der Affessor wußte in der Sache gut Bescheid, kannte Blomberg, den man zuerst im Verdacht gehabt hatte, und war schon manchmal in seiner Meinung über Andersens schwankend geworden, da dieser ebenfotig ein naives Gemüt wie ein geriebener Gauner sein konnte — denn schließlich gibt es ja doch noch hie und da anständige Menschen.“

nicht losgegangen ist. Komm heran und schmeiß das Ding fort — ich darf mich nicht rühren ...“ „Du bist wohl verrückt —!“ „Du mußt es tun; ich kann sonst nicht auf. Wenn Du schnell und vorsichtig zuhast und das Ding gleich weggleuderst, kann ja auch nichts passieren.“

„Warte!“ — Der Gefährte kroch heran, beugte sich vorsichtig über den Hingestückten. „Du, das ist aber keine Handgranate — ein gewöhnlicher Stein —“

„Ein Stein? Aber es kam mit solcher Wucht herübergefliegen ...“ „Jawohl, ein Stein; aber ein Zettel ist drangebunden. Brauchst keine Angst zu haben. Das Ding ist ungefährlich. Hier!“

„Profit Neujahr ...“ „Profit Neujahr!“ — murrte Robert Bergmann vor sich hin, wieder und wieder. Und allmählich wurde ihm so leicht, so frei. Das Jahr war überstanden, der Spuk verschwunden.

„Er kroch nicht zurück, er ging aufrecht trotz der Nähe des feindlichen Grabens. Und ehe er in den eigenen zurückkletterte, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal sieben zu bleiben und zurückzurufen: „Jawohl — ein gutes neues Jahr!““

Christian Schubart als Neujahrsdichter.

Eine der interessantesten Gestalten der deutschen Literaturgeschichte tritt uns gegenüber in dem Schwaben Christian Fr. D. Schubart, der im Jahre 1739 geboren wurde und 1791 in Stuttgart verstarb. Interessant vor allem durch sein Schicksal, das an Abenteuerlichkeit seinesgleichen sucht.

„Dieser hielt es für besser, bei Nacht und Nebel davonzugehen. Unter mancherlei Gefahren kam er nach der freien Reichsstadt Ulm. Hier blieb er nun, weiter seine „Chronik“ schreibend, und verlebte wohl seine beste und glücklichste Zeit. Von langer Dauer sollte sie aber auch nicht sein. Zu Anfang des Jahres 1777 erhielt er Besuch eines Amtmanns aus dem nicht weit entfernten württembergischen Orte Blaubeuren, der ihn zu einer Schlichtung einlud.“

„Er führte die komische Fremden in sein Arbeitszimmer und bot sie, Platz zu nehmen, während er Blombergs Erklärung las. Lars Larsen blieb verlegen an der Tür stehen; Christensen aber setzte sich in einen Lehnstuhl und griff unverbrossen nach einer Zeitschrift, die auf dem Tisch lag.“

„Das ist alles ganz gut“, sagte der Affessor, als er mit Besen fertig war. „Ich bezweifle nicht, daß der Mann unschuldig ist, aber warum kommen Sie gerade heute abend, um mir das mitzuteilen?“

„Weil wir es erst heute abend erfahren haben“, antwortete Christensen. „Und was soll ich jetzt noch tun?“ fragte der Affessor verständnislos.

„Das kann ich mir denken“, fiel Christensen ein, „es ist nur sein Recht. Deswegen würden wir Sie nicht belästigt haben. Aber wir kommen mit einer Bitte zu Ihnen, wir bitten Sie, alles zu tun, damit Andersen noch heute abend aus der Haft entlassen wird!“

„Das ist unmöglich!“ rief der Affessor. „Ich hab' es ja gewußt“, murrte Lars Larsen an der Tür und senkte. Jedoch Christensen ließ sich nicht so leicht entmutigen. Er sprach so eindringlich und wies sämtliche Einwände so geschickt zurück, daß er das Herz des Assessors rührte — oder viellecht tat das auch der Geruch des wartenden Gänsebratens.“

„Es wäre noch vieles zu erzählen von der Fahrt durch die Stadt, von Christensens überlegenem Auftreten den Gefängniswärtinnen gegenüber, die ungläubliche Schwierigkeiten machten, ehe sie dem Befehl nachkamen — von dem Aufsehen, das der Philosoph in der Dienststube der Beamten erregte, und von der Entlassung selbst, als Andersen befriedigend lächelnd zum Gefängnis hinausspazierte wie Daniel aus der Löwengrube.“

(Fortf. folgt)

Wendarmen kamen, ihn zu verhaften. Er war in eine Falle gegangen. Von Mauseuren schleppte man ihn nach dem Berg, wo er nun zehn lange Jahre in Gefangenschaft sitzen mußte. Warum? Die geschichtliche Forschung hat es nicht ermitteln können. Es ist aber auch fraglich, ob er selbst es sicher wußte. Ein Verfahren gegen ihn wurde nie eingeleitet, ein Urteil erfolgte nicht. Er mußte irgendwie und irgendwann den Herzog oder eine ihm nahelebende Persönlichkeit — vielleicht seine Maitresse — beiseite haben, vielleicht schon in der Ludwigsburger Zeit, vielleicht erst später, daß Karl Eugen seiner habhaft zu werden suchte und ihn auf eine auch für damalige Zeiten doch unerhörte Art gefangen setzen ließ.

Eine furchtbare Zeit für den freigelebten Dichter begann. Die ersten Jahre in ein enges Loch gesperrt, ohne allen Verkehr mit der Außenwelt, brach er völlig zusammen. Erst als ihm dann einige Bewegungsfreiheit auf dem Berg gewährt wurde, begann er wieder aufzuleben. Nach zehn Jahren endlich gelang es den Bemühungen seiner Freunde und einer Verwendung des preussischen Königs, ihm die volle Freiheit wiederzugewinnen. Und nun begegnet in dem Schicksal dieses Mannes wieder etwas ganz Ungewöhnliches: Derselbe Karl Eugen, der ihn zehn Jahre in Kerker hielt, macht ihn jetzt unmittelbar zu seinem Theaterdirektor und Hofdichter, mit der Erlaubnis, auch die Herausgabe der „Chronik“ wieder aufzunehmen. In dieser Stellung blieb Schubart dann bis zum Ende seines Lebens.

Auch das Dichten dieses Mannes ist nicht ohne Interesse. Bräutigam, unheimlich wie sein Lebensschicksal und von diesem in vieler Hinsicht bestimmt. Neben Vielem heiterer, ja überschäumender Lebensfreude stehen geistliche Gefänge, in denen eine Selbstzerfleischung und Brönnel aus dem Ausdruck kommt, die nur widerlich amüsen kann. Neben Gedichten von lobendem Freiheitsdrang, neben einem Hahngesang gegen die Inzucht, wie ihn die weitbekannte „Fürstengruft“ gibt — Vorfahren, die nach Wunsch und Befehl vor den Mächtigen der Welt schmeicheln und sogar denselben Mann, der die zehn Jahre Kerker über den Dichter verhängte, als Schützer des Rechts, Helfer aller Schwachen, leuchtendes Vorbild der Welt preisen; neben tiefempfindenden, packenden und entzündenden Versen — die Reimerreien ohne Geist und Kraft, Gelegenheitsgedichte im äblichsten Sinne des Wortes.

Eine Gelegenheit, die Schubart selten vorübergehen ließ, ohne seinen Pegasus zu bestiegen, war vor allem auch der Jahreswechsel. Neujahrsgedichte von sehr unterschiedlicher Art und sehr unterschiedlichem Wert sind in großer Zahl von ihm vorhanden. Als er noch in Weidlingen den Dorfschulmeister spielte, befang er vor allem die Zeitwenden in wohlgelegenen geistlichen Liedern mit gottgefälligen Betrachtungen über die Verderbtheit der Welt; dazu diktierte er seinen Töchtern in der Schule Wünsche, die sie ihren Eltern zu Neujahr auftragen könnten, von der Art etwa wie dieser:

O Dankbarkeit, entzünde heut
Mein Herz und meine Seele,
Daß ich der Eltern Gütigkeit
Mit frohem Mund erzähle!

Groß war, o Vater, Deine Huld
In den vergangnen Tagen,
Groß war die Langmut und Geduld,
Womit Du mich getragen ...“ usw.

Aber die Schülerhefte mit den Diktaten Schubarts, die uns überkommen sind, enthalten nicht nur so fromme Dankesgaben und Wünsche für die Eltern. Der Herr Lehrer gibt seinen kleinen Schülern auch allerlei Wünsche zum neuen Jahr, deren Worte weniger wohlge wählt sind. Da heißt es etwa:

„Dem Stoffel Schweinigel
Wünsch ich in diesem Jahr
Ein ausgefämmtes Haar,
Den Schwamm in die Hand,
Der allen Dreck verbannt,
Ein Meid, das nicht zerfällt.“

Und Hofen ungeplegt,
Ein Hund und Strümpf und Schuh
Und eine Rut' dazu,
Die ihm die Keckheit
In seinen Hintern bläut.“

Derartige deutliche Neujahrswünsche widmete Schubart auch seinen erwachsenen „guten Freunden“ im Urte. Zum Teil waren sie vielleicht ganz gut gemeint, wenn auch der Ausdruck der Präzeptorwürde ihres Verfassers nicht immer sehr angemessen war; gipfelt doch so ein Wunsch etwa in den Worten:

„Frei nicht wie Schaf und Rinder
Gras, Stroh und dürres Heu,
Es hau dir auch der Schinder
Den Schädel nicht entwei.“

„Frei nicht wie Schaf und Rinder
Gras, Stroh und dürres Heu,
Es hau dir auch der Schinder
Den Schädel nicht entwei.“

In anderen Fällen waren die Wünsche aber noch weniger höflich, und so kam man es verstehen, daß ein solches Neujahrsgedicht des Magisters einmal sogar zu einem kleinen Dorkauftrieb führte, die hohe Geistlichkeit gar gewaltig in Harnisch brachte und beinahe dazu geführt hätte, daß der Herr Lehrer mit Schimpf und Schande seines Amtes enthoben wurde.

Eine reiche Zahl von Neujahrsgedichten ist uns auch aus den Augsburger und Ulmer Jahren überliefert. Auch diese Gedichte zeigen recht verschiedenen Charakter. Aber wo früher Grobheit und Völlerei das Wort führten, zeigt sich jetzt Geist und Wit, und mancher Witze fliegt trefflicher gegen bestimmte Personen und allgemeine Typen, die sich der Dichter in seiner Chronik oder in besonderen Neujahrslugblättern vorhielt. So bekommt z. B. Herr Grobian“ folgenden Spruch ins Stammbuch:

Sammle doch in deine Scheuern
Dieses Jahr viel Früchte ein!
Einen Anecht brauchst du zum Dreschen,
Und du kannst der Fege sein.“

Sammle doch in deine Scheuern
Dieses Jahr viel Früchte ein!
Einen Anecht brauchst du zum Dreschen,
Und du kannst der Fege sein.“

„Herr Stühling“ wird also angeredet:
„Du mit dem schön gekräuften Haare
Und schön bestrümpften Fuß,
Ich wünsche dir zum neuen Jahre,
Was man dir wünschen muß.“

„Herr Stühling“ wird also angeredet:
„Du mit dem schön gekräuften Haare
Und schön bestrümpften Fuß,
Ich wünsche dir zum neuen Jahre,
Was man dir wünschen muß.“

Mit Stügern pfleg' ich nicht zu scherzen:
Im Ernst — hier haßt du meine Hand —
Ich wünsche dir — es geht mir recht von Herzen —
Ich wünsche dir — Verstand.“

Mit Stügern pfleg' ich nicht zu scherzen:
Im Ernst — hier haßt du meine Hand —
Ich wünsche dir — es geht mir recht von Herzen —
Ich wünsche dir — Verstand.“

Der geizige „Harpor“ fährt ganz schlecht:
„Herr Harpor mit dem finstern Blick!
Viel Geld zum neuen Jahr! Viel Glück!
Und diesen — — — — —“

Der geizige „Harpor“ fährt ganz schlecht:
„Herr Harpor mit dem finstern Blick!
Viel Geld zum neuen Jahr! Viel Glück!
Und diesen — — — — —“

Hier und dort klingt auch ein bißchen Positivität durch. „Alfa“ erzählt in den „Neujahrswünschen“ von 1775 folgende Ansprache:

„Hier ist, o liebes Weibchen,
Ein kleiner Wunsch für Dich:
Ich wünsche Dir, mein Täubchen,
Ein lügelrundes Weibchen
Und ach, zum Autor — mich.“

„Hier ist, o liebes Weibchen,
Ein kleiner Wunsch für Dich:
Ich wünsche Dir, mein Täubchen,
Ein lügelrundes Weibchen
Und ach, zum Autor — mich.“

In den Det der konventionellen frommtrübenden Betrachtungen über die menschliche Unvollkommenheit und göttliche Gnade im alten und neuen Jahr sehen wir Verleuten, die wirklich aus dem Innern zu quellen scheinen. So, wenn Schubart etwa die Einbrüche, die er in einer Silvesternacht auf dem Turme des Ulmer Münsters gewonnen, in einem „Neujahrswunsch“ zusammenfaßt. Vor dem Auge des Dichters zeigt sich das ganze Elend der Welt: Laster und Jammer, verfolgte Unschuld und hingestorbene Jugend, und er ruft:

Schöpfer, Vater! Ich erbarm Dich ihrer,
Sieh das Wimmeln Deiner Kinder an.
Alle brauchen Hilfe. Sei ihr Führer
Auf des Lebens dornenvoller Bahn! ...
Reiß dem Heuchler in der Wahrheit Richte
Seine schwarze Larve vom Gesicht!
Aber ist die Larve vom Gesicht,
So bekämme, nur verdammt' ihn nicht! ...
Gib dem Mangel Speise, Trank und Hülle,
Gib dem Armen — ach, mir bricht das Herz! —
Gib dem Armen von des Reiches Fülle,
Lindre du des müden Pilgers Herz! ...

Schöpfer, Vater! Ich erbarm Dich ihrer,
Sieh das Wimmeln Deiner Kinder an.
Alle brauchen Hilfe. Sei ihr Führer
Auf des Lebens dornenvoller Bahn! ...
Reiß dem Heuchler in der Wahrheit Richte
Seine schwarze Larve vom Gesicht!
Aber ist die Larve vom Gesicht,
So bekämme, nur verdammt' ihn nicht! ...
Gib dem Mangel Speise, Trank und Hülle,
Gib dem Armen — ach, mir bricht das Herz! —
Gib dem Armen von des Reiches Fülle,
Lindre du des müden Pilgers Herz! ...

Dies einige der Strophen des Gedichtes, aus dem auch ein starkes vaterländisches Gefühl spricht.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Dielepp, Neustolln. Für den

Nachdem die Kerkerjahre überstanden, nahm Schubart seine Neujahrsgedichte wieder in umfangreicherer Weise auf. Aber die Abtunzung, die sein Schaffen in Ulm genommen hatte, ist wieder da. Sehr ungleichwertiges und ungleichartiges steht nebeneinander. Die stehenden Plätter, die er noch wiederholt zum neuen Jahr herausgab, zeigen vielfach wieder herkömmliche Reimerreien ohne Wit und Scherz; man glaubt wieder den Präzeptor zu hören, der seinen Schülern Wunschgedichte für die werten Angehörigen diktiert, wenn man Verse liest wie diese:

„Menschenfreundin, voll von Mitgefühl,
Dein Herz sich wie Ägyptens Nil
Zum Beschränken auf die Küren geußt,
Wie zum Schanden überfließt.
Komm auch meinen Segen heut zum neuen Jahr —
Doch Dich segnen Engel unsichtbar.“

Derartige ehrsüchtige Schneideleien herrschen vor. Daneben dann auch wieder sehr drastische Ausreißereien, besonders des großblättrigen Schieferbedermeisters Daur, der damals Schubarts bester Zeigegenosse war; so schreibt er ihm etwa einmal:

„Krieg ist im neuen Jahr,
Die Schweine werden rar;
O Vater, wach Vergnügen!
Den größten Wert wirst du
Im neuen Jahre kriegen.“

Das Neujahrsgedicht, in dem Schubart dem 1787. Jahr ein Grabdenkmal setzt, ist nicht ohne eine innigerer Empfindung:

„So manche Jahre tilgest Du, Auch schlüpfest Du ins Kerker-
Somanhem Kämpfer gabst Du'sch. Grab
So manchem hast Du tiefgeföhlt, Und streiftest manche Feil ab,
Den Schweiß im Todeslampe- Auch meine hast Du abgestreift:
föhlt, Mit Tränen hab ich sie beiröhft.
So nimm denn diesen Tränenkuß,
O Du des Jahres Genius!
Tilg' unsere Schuld aus Deinem Buch,
Erlieh und Segen nur, nicht Fluch.“

Zu einem größeren Dopus schwang sich Schubart noch in der Neujahrnummer seiner „Chronik“ von 1791 auf. Mit volltönenden Worten, aber auch reichlicher Entgegenkommen an die Bedürfnisse aller hohen Götter, die er jetzt hatte, machte sich Schubart hier zum Sprecher für das „Rufen der Völker“. Dichterischer Ueberchwang und Untertanendemut einen sich fast traglich in den Versen dieses letzten der Schubart'schen Neujahrsgedichte:

Vater, Segner der Menschen,
Gib allen ihr beiseid'nes Teil,
Soweit sie wohnen, Deine liebe Menschen!
Zwo gräßliche Geister der Hölle,
Krieg und Aufruhr,
Umhalten sich fürchterlich und schwören,
Zu verwüsten Europas blühendste Staaten.
Dann're sie in die nächstliche Nacht
Der Hölle hinter! — Best und jede würgende Seuche
Schwinde vor Dir wie Wettergewölk
Vor dem Behen des Sturms.
Segnend rolle das Jahr
Mit seinen Monden und Tagen vorüber!
Höre der rufenden Völker Geschrei,
Begnädige, der Völker Herr und Gott,
Und segne sie!

S. N.

Wann ist Neujahr?

Es ist nichts als eine Abmachung unter den Menschen, daß wir gerade an dem auf den 31. Dezember folgenden Tage Neujahr feiern. Dabei kommt diese Abmachung noch in mannigfacher Weise arg ins Gedächtnis. Ein Jahr dauert nach der astronomischen Feststellung beinahe 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten und 9 Sekunden. Wäre also am 31. Dezember 1915 um 12 Uhr Mitternacht wirklich genau Neujahr gewesen, dann würde jedenfalls am heutigen Silvester um 12 Uhr noch nicht das neue Jahr angebrochen sein, sondern erst um 6 Uhr 9 Minuten und 9 Sekunden morgens. Aber auch Silvester 1914 war um Mitternacht gar nicht Neujahr; auch die Einfügung von Schaltjahren kann es nicht hindern, daß nur ganz außergewöhnlichere einmal um die Silvesterstunde tatsächlich ein neues Jahr anbricht.

Der Grund für das falsche Zusammentreffen liegt darin, daß wir für den Tag und das Jahr, diese beiden uns durch die Natur unerbittlich aufzwingenden Zeitheiten, ganz verschiedene Maße benutzen und benutzen müssen, Maße, die nichts miteinander zu tun haben, als daß sie beide astronomischen Ursprungs sind.

Was ist denn nun eigentlich ein Tag? Im bürgerlichen Leben ist der Tag die Zeit, die zwischen zwei Mitternächten liegt, d. h. die Zeit zwischen zwei tiefsten Stellungen der Sonne unter dem Horizont. Das ist eigentlich eine sehr schlechte Festsetzung, denn da die Sonne, wenn sie am tiefsten steht, sich natürlich unter dem Horizont befindet, kann man sie selbstverständlich nicht sehen. Der Astronom sagt deshalb schon: Der Tag ist die Zeit zwischen zwei höchsten Ständen der Sonne, die um Mittag erfolgen. Er zählt den Tag nicht von Mitternacht, sondern von Mittag ab. Es gibt für ihn neben diesem „Sonntag“ übrigens auch noch eine andere Sorte Tag, den sogenannten Sternentag. Dieser weicht von dem Sonntag ab und ist, so gut und auch der bürgerliche Sonntag wissenschaftlich begründet erscheint, doch allein der einzig wahre und echte „Tag“. Denn er allein hat eine unveränderliche Länge. Der Sonntag wird nämlich durch die Stellung der Sonne zum Beobachtungsorte bestimmt, und die verändert sich wegen der elliptischen Gestalt der Erdbahn mit jedem Tage etwas. Die Erde selbst aber dreht sich ganz gleichgültig um die Stellung der Sonne gleichmäßig um sich selbst. Sieht man daher in einem bestimmten Moment einen Stern in einer bestimmten Richtung, so ist genau ein Sternentag verflohen, wenn man ihn am folgenden Tage an demselben Orte wieder in genau derselben Richtung sieht. Solch Sternentag ist etwa vier Minuten länger als ein Sonntag. Das bedingt, daß sich der Unterschied zwischen Stern- und Sonnentagen im Jahre auf etwa einen Tag anhäuft, so daß 365 1/4 Sonnentage gleich 366 1/4 Sternentagen sind.

Das bürgerliche Leben wird nun aber von der Sonne behererrscht. Es wäre daher höchst un bequem, die Zeit korrekt nach Sternentagen zu zählen, denn unsere Tagesstunden werden sich dann immer mehr gegen die von der Sonne angegebenen verschieben und wir lämen zu solchen Ungerechtigkeiten, daß 6 Uhr morgens auf einmal nach unserer Sonnenzeit 10 Uhr abends wäre und dergleichen. Wir zählen also nach Sonnenzeit. Aber auch nicht wieder genau nach der wahren Sonnenzeit, sondern nach der mittleren, weil unsere Uhren gleichmäßig gehen, die Sonnenzeit sich aber wegen der Exzentrizität der Erdbahn und wegen der scheinbaren Sonnenbewegung in der Ellipse (nicht im Äquator) immer etwas verschiebt. Die Vergleichung beider Zeiten wird durch die sogenannte „Zeitgleichung“ aufrecht erhalten.

Von nicht der Astronomie kundigen Lesern fordern, daß sie sich folgende in alle diese schönen Dinge hineindenken, hieße ein wenig viel verlangt, und mancher wird schon gelacht haben: „Mir ist von alledem so dumm, als ging mir ein Nihilrad im Kopf herum.“ Doch mit dem noch nicht genug! Es gibt noch mehr zu bedenken. Die Erde bewegt sich in einem Kreise um die Sonne. So haben wir wenigstens in der Schule gelernt. Und doch — nicht richtig! Denn wer ein bißchen weiter fortgeschritten war, hat von Kepler'schen Gesetzen gehört, und die erzählen davon, daß die Erdbahn eine Ellipse ist. Wer noch weiter fortgeschritten ist, weiß aber, daß auch das nicht stimmt. Denn die anderen Planeten und der Mond bedingen fortwährend Abweichungen von dieser Ellipse, nicht bloß, daß sie die elliptische Bahnlinie immerzu im Raume verlagern, drehen und wenden, sondern auch, daß sie die Erde je nach der Stellung dieser anderen Himmelskörper bald nach oben, bald nach unten oder wo andershin aus ihr herauszerren. Damit ergeben sich für die Erdbahn ganz unregelmäßige Kurven, die nur annähernd

Ellipsen sind. In Wirklichkeit beschreift die Erde um die Sonne weder eine ebene Kurve, noch eine geschlossene Bahn, noch kommt sie jedes Jahr zu genau derselben Zeit an derselben Stelle im Raume an. Der eigentlich astronomische Jahresbeginn gehört an die Stelle, wann die Erde auf ihrer Jahreswanderung um die Sonne genau einmal herumgekommen ist, gerechnet von der Stelle aus, an der sich die Erde der Sonne vor einem Jahre am meisten genähert hatte. Das war für 1913 ausnahmsweise am 1. Januar der Fall. Auch 1910 war es so. 1914 aber war das erst am 2. Januar wieder eingetreten, wie das auch 1909, 1911 und 1912 war und 1917 sein wird. 1908 fiel die Sonnenwende auf den 2. Januar, gleichwie das in diesem Jahre 1915 der Fall sein wird. Wären wir also konsequent astronomisch, so müßten wir diese Zeitpunkte genau nach Tag, Stunde, Minute und Sekunde abpassen, und dann mit den Gläsern antöfen und uns ein troches, neues Jahr wünschen. Das wäre aber etwas reichlich un bequem, und so können wir schließlich froh sein, daß wir ein „Neujahr“ haben, das wir regelmäßig in der Stunde des Ueberganges vom 31. Dezember zum 1. Januar begrüßen können.

Kleines Feuilleton.

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater: „Donna Juanita“

— oder, wie jetzt ihr Name lautet: „Der pflügende Acker“ — gehört zu den Operetten Franz v. Suppés, die nach „Fata Morgana“ und „Boccaccio“ entstanden sind. Mit jenen beiden bildet dies Werk den Gipfel des Suppés'schen Musikschaffens. Der Reizton, den dieser Meister von Liedern, Tänzen und Märchen hier in einem einzigen Aufzuge kreuzt, würde so manchem laut geprüelten Operettenmaßer vor heute für drei Akte ausreichen. Und wie weit überträgt, er alle an Erfindung und wirklichem Feingehalt seiner Musik. In ihr steckt denn doch eine Musik, die wahrhaft bewunderungswürdig ist und sowohl dem Ohr als dem Herzen Erquickung bereitet. Man kommt kaum aus dem Staunen heraus: wie frisch, wie prächtig geistvoll diese Musik trotz ihres Schwabenalters erklingt!

Die Librettisten Zell und Genze verstanden es anscheinend auch vortrefflich, dem Komponisten in die Hände zu arbeiten. Der Kampf der Spanier gegen die Engländer, der das Grundmotiv der Handlung anmacht, wirkt für uns übrigens wie eine Art Symbol auf die vom Kriegslärm erfüllte Gegenwart. Gustav Friedrich hat eine teilweise Neubearbeitung des Textes vorgenommen, wodurch aus drei Aufzügen vier geworden sind. Man kann füglich sagen: er hat seine heikle Aufgabe ziemlich glücklich gelöst — bis auf die Karnevals-spiße im Schlußakt, deren Qualität etwas fraglich ist.

Uneingeschränktes Lob verdient die Darbietung des Werkes. In Adelheid Widert als Trägerin der Titelrolle besitzt das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ein ganz vorzügliches Temperament. Ihre sekundären sehr gut Robert Koppel (Don Comodoro) Alfred Schmajow (Oberst Douglas), Johannes Müller (Miguel Manrique), Emma Seebold (Donna Olympia) und Josef Sieger (Kapitän Dufour). Auch alle übrigen Darsteller mit Einschluß der Chöre machten ihre Sache passabel. In der bis ins einzelne durchgeführten Einstudierung, die im Finale des dritten Aufzuges ihre Höchstleistung vollbrachte, sind die Herren Gustav Friedrich als Spielleiter und Dr. Max Berner als sehr intelligenter Dirigent des kleinen, nichtsdestoweniger tüchtigen Orchesters beteiligt. ek.

Das Luftschiff und das Unterseeboot Alexanders des Großen.

Im Palazzo Doria zu Rom werden zwei merkwürdige Teppiche burgundischer Herkunft aus dem 14. Jahrhundert aufbewahrt, die die Taten Alexanders des Großen darstellen und worauf ganz unverkennbar ein Luftschiff und ein Unterseeboot zu sehen sind. Doch handelt es sich in diesem Falle nicht etwa um Maschinen, die unter die Ähren dieser, modernsten Erfindungen einzureihen wären, sondern um Phantasiegebilde, deren Reiz in ihrer phantastischen Reizität liegt. Die Szene, die Alexanders des Großen Aufstieg in die Lüfte zur Anschauung bringt, bildet die genaue Uebersetzung einer Schilderung, die sich in dem Gedichte des Jean de Baudouin über die Taten Alexanders findet. Der König, der ja beinahe im Mittelalter zu einem vollkommenen Legendenhelden geworden war, sitzt in einer Art von reichverziertem Sättel, zu dessen Seiten vier Greifen angeheftet sind. Um diese Habeltiere zum Aufsteigen zu bringen, werden über dem König an zwei einportragenden Lanzen Fleischtücher befestigt. Die Greifen, die offenbar mehr Hunger als Intelligenz haben, gedenken die Fleischtücher zu erklimmen, wenn sie sich in die Luft erheben, sie steigen auf und zur unermesslichen, etwas ängstlichen Bewunderung der Großen und Fürsten des Königs sieht man diesen in seinem Greifenwagen in die Luft emporsteigen. Noch primitiver ist das Unterseeboot Alexanders. Es ist einfach ein Kristallgefäß, welches durch Ketten an Röhren befestigt ist. Die Röhren bleiben natürlich an der Oberfläche des Wassers, der König aber läßt sich in das Kristallgefäß einschließen, und zwar unter Beileitung von zahlreichen Kaden, die neben anderem offenbar auch dazu dienen sollen, die wütenden Seemonstern zu verschrecken. Alexander erweist also hier ungefähr in der Rolle eines Tauchers; woher er in seinem Kristallgefäß, obendrein in der Gesellschaft qualmender Kaden, die zum Atmen erforderliche Luft herbeikommt, das ist auf dem Teppich nicht weiter erklärt oder geschildert. Man sieht aber an diesen naiven Erfindungen, daß der Traum und die Sehnsucht der Menschen, sich in die Luft zu erheben und in die Tiefe des Wassers zu dringen, die großen Erfindungen der jüngsten Zeit schon vor Jahrtausenden vorweg anate.

Notizen.

— Verband der freien Volkshäuser. Im spähten Konzert der Arcien Volkshäuser wird zum ersten Male in Deutsch-land die 4. Sinfonie des auch bei uns bekannten finnländischen Komponisten Jean Sibelius, der kürzlich seinen 50. Geburtstag feierte, zur Aufführung kommen. Esar Fried hat die Leitung des Philharmonischen Orchesters bei diesem Konzert übernommen. Das Programm enthält außerdem noch die Indonische Musik für Klavier und Orchester von Ferruccio Busoni (Klavier, Egon Petri) und den Till Eulenspiegel von Richard Strauß.

— Ein Wunder der Blumenwelt. Die größte Christdornblume, die je geüchtet wurde, ist gegenwärtig in der Gartenbauausstellung in New York zu sehen. Sie mißt 1,80 Meter in der Höhe und der Kreis ihrer Zweige hat einen Durchmesser von fünf Metern. Sie trägt nicht weniger als 1500 Blüten, die wie eine Kiefernkrone von Rosen ihr Haupt umkränzen. In ihrem Transport mußte ein besonders gebauter Eisenbahnwagen eingestellt werden.

— Die größte Bogenbrücke der Welt. Die größte eiserne Bogenbrücke der Welt wird die Gleisdämme der Pennsylvania- und der New-Haven-Bahnen in New York verbinden. Der neue Brückenbau überquert den East River und besitzt hier aus Stahlbogen in einer Spannweite von über 800 Meter. Diese viergleisige Brücke, die nahezu fertiggestellt ist, stellt auf nur einen Teil des ganzen Viadukt's dar. Die ganze Konstruktion, die die beiden genannten Eisenbahnlinien verbinden wird von Long Island nach The Bronx führt, muß sich über eine Länge von 5185 Meter erstrecken. Die Herstellung des gesamten Baues erfordert nicht weniger als 72000 Tonnen des besten Stahls.

— Die Länge der französisch-englischen Schlangengraben. Der französische Kriegsminister hat dem „Daily Chronicle“ mitgeteilt, daß die Franzosen auf der Front zwischen Nordsee und Schweiz insgesamt mindestens 16000 Kilometer Schlangengraben ausgehoben sein müssen. Ein ganz anständiges Ende! Der Durchmesser der Grotzel beträgt beinahe nur 12750 Kilometer.